



# Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 10

Sonntabend, den 16. Mai 1931.

Nr. 10

## Das Stadtbild Köslins im Wandel der Zeiten.

Von Stadtbaurat E. Sardemann.

(Fortsetzung.)

Außer den Bürgerhäusern, deren erstes von einem gewissen Schmorrenhagen erbaut worden sein soll — seinen Namen hielt noch bis ins 19. Jahrhundert die Schmorrenhäger Straße, jetzige Regierungsstraße, fest — beherbergte die neue Stadt ein noch von Hermann von Gleichen im Jahre 1278 gegründetes Zisterzienserinnenkloster und die erste Kirche des Ortes, deren genaue Lage im Stadtplan umstritten ist. Von vornherein wurde im Stadtplan der Platz für den Markt und für die spätere Stadtkirche festgelegt, und zwar so, wie wir es bei den meisten auf ähnliche Weise entstandenen ostdeutschen Städten finden. Der Marktplatz ist als wirklicher Mittelpunkt der Stadt durch Freilassen eines Baublocks an zweckmäßigster Stelle und in praktischer Anordnung ausgespart, die Kirche dagegen mit der dem Mittelalter eigenen Sicherheit aus dem Verkehr herausgerückt und doch gleichzeitig dem Mittelpunkt genähert und durch geschickte Ueberschneidung zu größter städtebaulicher Wirkung gebracht. Wann mit dem Bau der Marienkirche begonnen worden ist, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Zweifellos fällt ihre Entstehung in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. In einer Urkunde von 1331, also gerade vor 600 Jahren, wird ihrer zuerst gedacht. Die Vollendung mag frühestens um das Jahr 1350 erfolgt sein. Wenn sich unsere Marienkirche auch mit den Kirchen in Stralsund, Stargard und Kolberg nicht messen kann, so müssen wir doch den Opfermut und den Unternehmungsgeist bewundern, der ein so junges Gemeinwesen bereits den Bau eines so stattlichen Gotteshauses in Angriff nehmen ließ. Es ist der gleiche heldische, mit beiden Füßen im Diesseits stehende und doch bewußt über das Diesseits hinausverlangende Geist jener Tage, der das bewundernswerte Werk der Kolonisation des deutschen Ostens vollbracht hat, der auch hier im einzelnen sich wieder äußert. Es gibt ja kaum eine Erscheinung in der deutschen Geschichte, die uns die Macht der Idee so handgreiflich vor Augen führt, wie gerade die Werke der mittelalterlichen Backsteinbaukunst im nordostdeutschen Kolonialgebiet. Wir, die wir uns heute um städtebauliche Probleme mühen, bewundern die ruhige Sicherheit, mit der die Menschen von damals, zwar in einer beispiellosen handwerklichen Tradition wurzelnd, aber doch fernab von den Zentren der Kultur und mit einem ungewohnten und spröden Material Werke geschaffen haben, vor deren bescheidenstem wir heute mit all unserer modernen Technik und Schulung nur bewundernd still stehen können. Auch die Kösliner Marienkirche verrät diese absolute Ueberlegenheit, von der Wahl des beherrschenden Platzes im Stadtbild angefangen bis zur letzten Einzelheit. Vieles von der einflüchtigen städtebaulichen Wirkung der Kirche hat die moderne Bebauung innerhalb und außerhalb der Stadtmauer verdorben. Möge uns ein günstiges

Schicksal davor bewahren, ihr den letzten Rest zu geben, wie es unsere Nachbarstadt Belgard mit ihrer ganz ähnlichen und gleich gelegenen Kirche in der Inflationszeit durch die Erbauung des gänzlich aus dem Maßstab fallenden neuen Rathauses getan hat. Doch zurück zu unserm alten Köslin, in dessen Mauern erst jetzt der stolze Bau der Marienkirche im Entstehen begriffen ist. Von dem ältesten Rathause der Stadt wissen wir, daß es im Jahre 1308, also kurz vor Vollendung der Stadtmauer, mitten auf dem Markt erbaut worden ist. Wie es ausgesehen hat, wissen wir nicht, wie uns denn von Köslin bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts keine bildliche Darstellung überliefert ist. Auch über die äußere Erscheinung des Nonnenklosters, das an der Stelle des späteren herzoglichen Schlosses stand, wissen wir nichts. Nur von der dazu gehörigen Kirche, die vielleicht an die Stelle des ältesten Kösliner Gotteshauses getreten ist, sind Reste in der kürzlich freigelegten Ostwand der heutigen Schloßkirche erhalten. Sonst sind innerhalb der Mauern Gebäude von besonderer Bedeutung nicht vorhanden gewesen, mit Ausnahme von der St.-Spirituskapelle, die älter als die Marienkirche war und an der Stelle stand, wo später das Hospital zum Heiligen Geist (St. Spiritus) und nach diesem das alte Gymnasium, die heutige 5. Gemeindeschule, errichtet worden ist. Vor den Toren entstand schon frühzeitig eine Reihe von weiteren Kapellen: die heute noch vorhandene Gertraudkapelle vor dem Hohen Tor, die St. Nikolaitapelle und St. Jakobikapelle vor dem Mühlentor und die St. Georgenkapelle mit dem Georgenhospital vor dem Neuen Tor. So konnte sich die Stadt 200 Jahre lang einer nicht gerade stürmischen, so doch im wesentlichen ungestörten Entwicklung erfreuen, bis sie im Jahre 1504 durch eine Feuersbrunst fast gänzlich zerstört wurde. Wir müssen uns vorstellen, daß die Häuser der schon ziemlich eng bebauten Stadt fast durchweg als Fachwerkbauten aus Holz und Lehm errichtet und mit Rohr oder Stroh gedeckt waren und dadurch dem Feuer nur zu reiche Nahrung boten. Auch das Rathaus ist dem damaligen Brande zum Opfer gefallen, während die Marienkirche und die Stadtmauer unversehrt blieben. Man scheint sich bald mit Mut und Gottvertrauen an den Wiederaufbau gemacht zu haben, denn die älteste Stadtansicht, die wir von Köslin haben — sie befindet sich am Rande der großen Karte Pommerns von Eilhard Rubin aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts — zeigt uns keine erkennbaren Spuren von dem großen Brande mehr. Irgendwelche Urkunden oder geschichtliche Ueberlieferungen über den damaligen Aufbau besitzen wir leider nicht. Es verlohnt sich, auf die erwähnte älteste Stadtansicht etwas näher einzugehen. Wenn wir auch in ihr kein in allen Einzelheiten unbedingt sicheres Dokument haben, so wird das Bild doch im

wesentlichen zutreffend sein. Was uns besonders ins Auge fällt, ist der in der Perspektive allerdings stark übertriebene Mühlenteich im Vordergrund. Er ist entstanden durch die Aufstauung des Mühlenschlammes vor der Stadtmühle, über deren Entstehung und Geschichte in einer kleinen Schrift von Direktor Burghardt manches Interessante nachgelesen werden kann. Auf der Karte zu der Bennoischen Stadtchronik, die den Bestand vom Jahre 1836 wiedergibt, ist dieser Mühlenteich fast in seinem ganzen Umfang noch zu sehen. Es ist außerordentlich zu bedauern, daß die Stadt in den Jahren nach dem Kriege den größten Teil dieses Teiches hat zuschütten lassen. Wer einmal im Winter in der Zeit, in der der noch nicht zugeschüttete Teil unter Wasser steht, das reizvolle Bild betrachtet hat, das die Stadt mit dem Wasser im Vordergrund von dieser Seite aus bietet, der muß wünschen, daß der Mühlenteich so weit wie irgend möglich wieder hergestellt und das an interessanten Punkten einigermaßen arme Stadtbild dadurch bereichert wird. Hinter dem Mühlenteich erhebt sich auf unserm Bild die Stadt mit ihren drei Toren und zahlreichen um die Marienkirche wie die Röhlein um die Henne sich scharenden Giebelhäusern. Diese Giebelhäuser werden damals den Straßen Köslins ihr Gepräge gegeben haben, wie dies noch heute in den meisten alten Städten Norddeutschlands der Fall ist, ganz wesentlich abweichend von dem heutigen Stadtbild, das mit einer einzigen Ausnahme in der Hohentorstraße kein einziges altes Giebelhaus mehr aufweist. Das interessanteste Gebäude unserer Stadtansicht aber ist das in der Bildmitte hinter dem Mühlenteich stehende Schloß. Es war damals, als das Bild entstand, noch ganz neu. In den Jahren 1568 bis 1582 hatte es der Herzog Johann Friedrich auf den Ruinen des inzwischen eingegangenen Nonnenklosters errichtet. Er ließ mit besonderer Genehmigung von Bürgermeister und Rat eine Öffnung in die Stadtmauer brechen, um den überflüssigen Bauschutt außen am Wall ausschütten lassen zu können. Auch von dem Schloß und von der Schloßkirche, die in den Jahren 1602 bis 1609 anstelle der verfallenen Klosterkirche errichtet wurde, haben wir leider kein genaueres und zuverlässiges Bild. Der berühmte Merian, der fast alle deutschen Städte damals in sehr schönen Kupferstichen abgebildet hat, hat Köslin dieser Wiedergabe nicht für würdig gehalten. Wenige Jahre nach der Entstehung dieser ältesten Stadtansicht beginnt der Dreißigjährige Krieg. Wie die meisten Städte unseres Vaterlandes und Pommerns insbesondere, hat auch Köslin unter ihm schwer gelitten. Ende des Krieges sollen nicht weniger als 200 Häuser gänzlich verfallen gewesen sein. Es hat lange Zeit gedauert, bis diese Schäden einigermaßen beseitigt waren. Noch unter den ersten preussischen Königen, die inzwischen die Herren Köslins geworden waren, finden wir

+) Augh. Jahn, S. 25, zum 10. Jannuar. Bin ist dies aber für unvollständig? Oder ist das nicht Hofkapell in der Stadt überbaut? Ist der Jannuar in der Stadt (1266) oder ist das Hofkapell in der Stadt vom 11. 10. 1718? Oder war es das Hofkapell („Lüpfkapell“) an dieser Stelle?

+) Die „Jannuar“ Kapelle, die L. J. Jahn in der Stadt im J. 18. von der Kapelle Jahn des „Regierungsbau“ ist im Jannuar 1858 auf Anweisung des Regierungspräsidenten Naumann in „Regierungsbau“ umbenannt worden. (Augh. in der Stadt S. 19 von d. J. Augh. des „Regierungsbau“ vom 31. I. 1858 und im Jannuar des „Regierungsbau“ 4. II. 58.)

J. Schiffer.

+) Das Schloß haben die „Lüpfkapelle“ und die „Lüpfkapelle“ (Lüpfkapelle) haben, die nicht diesen Teil werden 1720 der „Lüpfkapelle“ Umbau. Der „Lüpfkapelle“ ist nicht abgebaut worden, sind jetzt wegen „Lüpfkapelle“ Umbau. (Augh. in der Stadt S. 19 von d. J. Augh. des „Regierungsbau“)

+) Die „Lüpfkapelle“ in der Stadt „Lüpfkapelle“ auf dem „Lüpfkapelle“ sind auf dem „Lüpfkapelle“ (1872 abgebaut) mit „Lüpfkapelle“ (an der „Lüpfkapelle“ und „Lüpfkapelle“) angebaut. (a. a. O.) Auf einer „Lüpfkapelle“ vom J. 1878 („Lüpfkapelle“ S. 19) soll die „Lüpfkapelle“ in der „Lüpfkapelle“ in der „Lüpfkapelle“ der „Lüpfkapelle“ sind auf dem „Lüpfkapelle“

F Daß im „Grundriß der Stadt Lublin“ von 1836 (Anfang des russischen Krieges)  
die Gemarkungen von der Hofdorfsstraße bis zur ehemaligen Stadt = (Ring =) Mauer  
„Heilige Geist = Krassen“ benannt ist, weiderspüht dem Infalt der das entsprechend wären be-  
gründeten Oben. Im Waldkammer zusammen vielen die in den ersten ganzen Krassen =  
straßen und „Waldkammer straßen“, und „Heilige Geist = Krassen“, 1833 haben hier in  
dem Infalt im „Q. J. H. = L.“ „Regierung straßen“ genant. Ausließ der den den  
aber wird die oben Heilige Geist straßen „J. J. = Kr.“, die unter „ Waldk. Kr.“ geschrieben haben.

! Lage der Heilige Geist straßen siehe aus  
die Heilige Geist straßen 1930 Nov 26.

J. Sch.

eine Statistik der sogenannten „wüsten Stellen“, deren Beseitigung durch Wiederaufbau sich die neuen Landesherren besonders angelegen sein ließen.

Noch war in dieser Hinsicht in Köslin lange nicht alles Gewünschte erreicht, da legte der große Brand von 1718/19 abermals die ganze Stadt in Asche. Innerhalb der Mauern blieben nur die Marienkirche und wenige Häuser, z. B. das schon erwähnte Giebelhaus in der Hohetorstraße, verschont. Das Schloß, die Schloßkirche, das nach dem Brande von 1504 an der alten Stelle auf dem Markt neu errichtete Rathaus, alles wurde ein Raub der Flammen. Wir können uns heute kaum eine Vorstellung machen von dem grauenhaften Bild der Verwüstung und von der Not, die damals über Köslin hereinbrach. Und doch ist dieses Unglück vielleicht für Köslin zum Segen ausgefallen. Die großzügige Hilfe, die der König Friedrich Wilhelm I. der Stadt angedeihen ließ, hat die Vorbereitungen dafür geschaffen, daß Köslin sich aus der Reihe der kleineren ostpommerschen Städte heraus hob und Belgard, Schlawe, Mügenwalde, Neustettin weit hinter sich gelassen hat. Eine rechte Bedeutung als Handelsplatz hat Köslin nie gehabt und konnte sie mangels einer schiffbaren Verbindung

mit der See nicht erlangen. Da war es von ausschlaggebender Bedeutung, daß Köslin zunächst durch die Einrichtung des sogenannten Hofgerichts zum Sitz einer zentralen Behörde wurde. Aus diesen Anfängen hat es sich dann zu der Behörden- und Beamtenstadt entwickelt, die es noch heute ist.

Wie ging nun der Wiederaufbau Köslins vor sich? Er fiel wie der erste Aufbau der Stadt in eine Periode planmäßigen Städtebaues. Nicht, als ob in der Zwischenzeit das Bauen in der Stadt ein planloses und unregelmäßiges gewesen wäre. Wir machen uns hiervon im allgemeinen ein ganz falsches Bild. Aber im Anfang des 18. Jahrhunderts hatte sich der Städtebau zu einer Wissenschaft entwickelt, von deren Ergebnissen wir heute noch zehren. Im Anschluß an die Schloßanlagen der Zeit des absoluten Königtums — man denke an Ludwig XIV. und seine vielen kleinen und großen Nachahmer — waren allenthalben Städteanlagen auf geometrischer Grundlage entstanden. Ich erinnere an Karlsruhe, Mannheim und an die Berliner Friedrichstadt, die für den deutschen Nordosten Vorbild wurde und auch bei Köslin Pate gestanden hat.

(Fortsetzung folgt.)

traf der Kürbis gegen einen großen Stein und sprang entzwei. Hinter dem Stein hatte ein Hase gefressen, der erschrocken und lief weg. Und hinterdrein der Bürgermeister, meinte, das wäre fein ausgebrütetes Fohlen, und rief immerzu: „Sisch, Sisch, stoß still! Kennst du denn deine Mutter nicht?“

Nachdem wir nun die verschiedenen hinterpommerschen Formen des Schwantes kennen gelernt haben, wenden wir uns wieder nach Janow, wohin er ja so recht eigentlich gehört. Es sei hier zunächst ein kleines Stück aus den Balt. Studien 1891, S. 196 ff. gebracht: Die Janower hatten einen großen Kürbis erstanden, den sie für ein Pferdeei hielten. Eine alte Frau sollte ihn ausbrüten und mußte sich daraufsetzen. Als sie schon lange gebrütet hatte, schlief sie ein. Da lief dicht bei ihr ein Hase vorbei; in dem Augenblick wachte sie auf und sah ihn laufen, dachte, es wäre ein junges Füllen, das sie ausgebrütet habe, und rief: „Sisch, Sisch, komm zu mir, ich bin deine Mutter!“ Der Hase aber lief fort.

Wie man sieht, weicht diese Erzählung stark von allen übrigen Versionen ab. Hier wird das Geschäft des Brütens einer alten Frau übertragen, und damit kommen wir denn zu derjenigen Form des Schwantes, die ihm Herr Konrektor R. Rosenow in seinen Janower Schwänken (Mügenwalde 1924) S. 88 bis 91 gegeben hat, wenn auch hoffentlich nicht „für ewige Zeiten“. Denn die Roglinsche Fassung, die Herr Rosenow nur im Anfang bringt, ist zweifellos ansprechender als der aus Schlawe stammende Bericht, dem der Verfasser im Text selbst gefolgt ist. Das Stück ist hier überschrieben: „Das anrührende Riesenei“, und etwas „Dustiges“ haftet auch der ganzen Erzählung an. Da wir annehmen, daß die Janower Schwänke in der Rosenowschen Bearbeitung — einige davon gehören allerdings nicht nach Janow, sondern sind aus meinem Büchlein „Schwank und Streich in Pommern“ von dem Verfasser versehenlich für Janow in Anspruch genommen worden — den Lesern dieser Blätter bekannt sind, so brauchen wir auf den Inhalt nicht weiter einzugehen, sondern bemerken nur, daß es auch hier eine Frau ist, die das Brüten besorgt, und zwar die Schwiegermutter des ehrsamten Schneidermeisters, der auf diese Weise seinen Quälgeist für längere Zeit los wird. Auffallend ist auch die Umquartierung der Schwiegermutter und des bereits weich gewordenen und bald kreifenden Rieseneies, die angeblich erfolgt, um „jedem Einwohner den Genuß des erhebenden Augenblicks zu gönnen“. Warum muß das Ei dazu erst auf einem Leiterwagen mühsam auf die Höhe des Gollenberges geschafft werden? Nach meinem Dafürhalten liegt hier ein überflüssiger, ich will nicht sagen: unberechtigter Zusatz vor. Alle übrigen Versionen des Schwantes wissen nichts davon.

Woher stammen denn nun diese Schwänke? Sind es wirklich pommersche Schwänke, in Pommern entstanden und hier dann weiter verbreitet? Mancher Leser wird das vielleicht glauben wollen. Aber ich

## Der Schwank vom Pferdeei.

Von D. Knoop, Stargard.

(Schluß.)

In der Kolberger Gegend ist der Schwank natürlich mit dem Dorfe Daffow verknüpft. Ein Daffower berichtete ihm mir in folgender Weise: Es ist schon lange her. Es war in jener Zeit, als die ersten Kürbisse nach Pommern kamen. Auf dem großen Markt in Körlin lagen die ersten aus. Ein Bäuerlein von uns sah die großen gelben Dinger, bewunderte sie und fragte: „Wat is dat?“ Darauf erwiderte der verschmigte Händler: „Fohleneier! Echte Fohleneier von der besten Sorte!“ Ja, ein gutes Pferd wünschte sich der Brude schon lange anstelle seines Bauernkleppers. Der Handel wurde abgeschlossen. Auf dem Bustrinberg, jener berühmten Brutstätte für Daffow, sollte das Fohlenei ausgebrütet werden. Vier Wochen schon sah der Alte, und sein Mütterchen brachte ihm täglich das Essen. Da kam sie wieder mit dem Mittagtopf. Der Alte hob sich etwas aus der gebückten Stellung, und — o Schreck! — das Fohlenei rollte bergab und blieb zerborsten an einem Stein liegen. Mit Entsetzen sah unser Bäuerlein ein Tier, das „echte“ Fohlen, entspringen. Ein Häslein, das dort geschlafen hatte, eilte in langen Sähen davon. Lodend schreit der Bauer hinterdrein: „Hüßer, Hüßer! Kennst du din' Mudder nich?“ Das teure Geld war fortgeworfen, und die mühsam aufgebrauchte Bruthize endete mit einem kalten Schreck. Der Bauer aß und trank drei Tage nicht.

Eine zweite Version aus dem Kreise Kolberg-Körlin bringt Herr Lehrer Marokte im Heimat-Kalender 1930, S. 85.

Im Neustettiner Kreise wird der Schwank gelegentlich wohl von Janow erzählt; Herr Dr. Heinrich Rogge, der verdienstvolle Herausgeber des empfehlenswerten Neustettiner Sagenbuches, berichtet ihn aus der Gelliner Gegend nach dem Zeugnis des alten Gärtners Hörnke, aber auch von dem Städtchen Kallies, das bekanntlich im Besitz der famosen Schleifmühle ist, also schon zu den pommerschen Schöppenkäbden gehört. Die Kallieser fanden einmal, so teilt er in einer Neustettiner Zeitung mit, einen wilden Kürbis. So ein Ding hatten sie noch nie gesehen; deshalb brachten sie es zum Bürgermeister: „Was ist das bloß?“ Der Bürgermeister ist der Klügste in Kallies: „Kinderleut, das wißt ihr nicht? Das ist doch ein Pferdeei. Also das darf nicht verkommen!“ Nun machten sie einen Stadtverordneten-Beschluß: das Pferdeei soll ausgebrütet werden; denn das verbessert die Pferdezucht. Und der Bürgermeister bekam das Ehrenamt. Er machte ein großes Nest oben auf dem Berge, wo sie den Kürbis gefunden hatten. Dann hat er mehrere Wochen lang darauf gebrütet, Tag und Nacht. Als er einmal den Kürbis umwandte (denn das muß man beim Brüten machen), da fiel der aus dem Nest und kullerte den Berg hinunter. Der Bürgermeister lief schnell hinterher. Aber nun

## Pommernspiegel.

Von Hermann Ploegh.

Graf Heinrich von Schimmelmann.

Auf Weimars klassischem Boden begegnet uns das Wunder, daß manche Steine sogar pommerschen reden. Das Schillerhaus bucht den Namen des Generalkretars Hans Hoffmann. Neben Knebel schreiet seine Frau, die lustige „Rudel“, Tochter des Hauptmanns Rudorff aus Stettin. Das ehrwürdige Rirmshaus in der Jakobstraße knüpft seine Ueberlieferung an die pommersche Adelsfamilie derer von Radow. Und Schillers Nähe beschwört gar ein zweites Mal hilfreiche Geister vom Lande am Meer.

Hellebeck auf Seeland, Juni 1791. Der dänische Schriftsteller Baggesen veranstaltet im Freundeskreise eine Totenfeier zu Ehren Schillers, da soeben die Nachricht eingetroffen ist, der Dichter sei schwerem Leiden erlegen. Baggesen berichtet über die Veranstaltung an den Philosophen Reinhold in Jena und erhält nun die Kunde, daß Schiller zwar lebe, sich aber in der traurigsten Lage befinde. Die Nachricht bringt Erlösung, Erlösung wird Freude, die Freude — Tat. Schiller erhält nicht lange danach einen Brief, der ihm meldet, daß drei Jahre hin-

durch je 1000 Taler seine Not bannen und ihm Gesundheit und vor allem Freiheit des Schaffens wiedergeben sollen. Unterzeichnet ist das Schreiben von dem dänischen Finanzminister, Grafen Heinrich von Schimmelmann, und dem Prinzen Friedrich Christian von Augustenburg.

Dem ersten schauen wir näher ins Antlitz. Er gibt sich uns zu unserer nicht geringen Ueberraschung als Pommer zu erkennen. Sein Vater wurde 1724 in Demmin geboren, stieg als Kaufmann in Dresden zum Pächter der kursächsischen Generalaccise empor, gründete in Hamburg ein Handelshaus, trat in dänische Dienste und hinterließ seinem Sohn den Freiherrntitel und acht Millionen Taler. Der Sohn war ein Liebhaber der Künste und Wissenschaften und lebte nach dem Grundsatz: Reichtum verpflichtet. Dieser Gesinnung danken wir's, wenn wir uns rühmen dürfen, ein Pommer habe die deutsche Literatur gerettet.

Gerda von Below.

Goethes Enkel schon trugen seinen Namen zu Grabe. Schiller lebt nur noch in seiner jüngsten Tochter weiter und treibt in dem Freiherren von Gleichen-Rufswurm einen echten Schriftstellersproß. Reicher aber als bei diesen Olympiern blüht Herders Erbenstamm; und Pommern hat das

Glied, in Gerda von Below eine Ur-Urenkelin des wegweisenden Klassikers und damit eine vollbürtige Dichterin zu besitzen.

Ihr Urgroßvater ist Herders dritter Sohn Wilhelm. Dieser war ein Riese an Gestalt, Kraft und Willen; er soll dem Vater am ähnlichsten gewesen sein, ging nach Rußland und brachte es dort zu Ansehen und Wohlstand.

Sein zweiter Sohn Alexander siedelte sich am Bodensee an und nahm seinen Sitz auf dem Schloß Salenstein. Er hatte drei Töchter. Die jüngste, Alexandra, empfing ein reiches großväterliches Erbe: außer dem poetischen Talent auch den kulturphilosophischen Forschertrieb. Zweimal verheiratet, einmal mit dem norwegischen General Munkie, dann mit dem Juristen F. W. Grantham, hat sie in Peking und England gelebt, eine Meisterin der englischen Sprache, deren Gedichte und Dramen, dazu ein umfangreiches Profawerk über China die ernsteste Beachtung finden. Ihr Schriftstellernamen ist anfänglich A. v. Herder, dann A. E. Grantham. Des Schloßherrn von Salenstein zweite Tochter, Anni, die eine auffallende Ähnlichkeit mit ihrem Urgroßvater aufwies, folgte dem Rittergutsbesitzer von Below nach Saleske an die pommersche Ostsee. Hier ist Gerda von Below in der Einsamkeit der

habe nun schon zu wiederholten Malen bei einzelnen Stücken nachweisen können, daß sie nicht an dem Orte entstanden sind, von dem sie jetzt erzählt werden, und daß sie daher, wie z. B. der Schwank von den Bullenreitern in Pommern, nicht als historische Quelle verwertet werden dürfen. Sie sind von außerhalb zu uns gekommen, sind durch Reisende, Gelehrte, Handwerksgefallen und allerhand fahrendes Volk zu uns gebracht worden und haben sich dann erst später bei uns weiter ausgebildet und schließlich an gewisse Orte und Ortschaften angeknüpft. In unserer Gegend mag es zuerst das Städtchen Janow gewesen sein, das ursprünglich wegen seiner Kleinheit und Kleinbürgerlichkeit die Nachbarn zum Spott herausforderte. Fast sämtliche Janower und Darfekerer Schwänke lassen sich bereits in der älteren und jüngeren Schwankliteratur des Mittelalters, auswärtiger und inländischer, nachweisen. Sie sind gewandert von einem Volk zum andern, von einem Land zum andern, von einer Stadt zur andern, und so sind sie schließlich zumeist und ursprünglich durch mündliche Ueberlieferung zu uns gekommen und bei uns heimisch geworden, so daß wir ihre fremde Herkunft gar nicht mehr fühlen.

So stammt denn auch der Janower Schwank vom ausgebrüteten Pferdeei aus der Fremde und hat sogar ein recht hohes Alter aufzuweisen. Wir finden ihn nach A. Wesselski, Das lachende Buch, S. 272, bereits bei dem armenischen Theologen und Fabeldichter Wardan, der im Jahre 1271 starb. Er lautet hier: Ein dummer Mensch hatte einen Groschen, um den wollte er sich einen Esel kaufen, und so ging er in die Stadt. Er lief die ganze Stadt und den ganzen Markt ab, ohne natürlich einen Esel, der einen Groschen gekostet hätte, zu finden. Schließlich sah er auf dem Markt eine große Melone, und nun schrie er voll Verwunderung: „Was ist das?“ Die Händler, die sofort erkannten, daß sie es mit einem Dummkopf zu tun hatten, sagten zu ihm: „Das ist ein Ei von einem indischen Esel; es wird einen großen indischen Esel geben.“ In mächtiger Freude gab er ihnen seinen Groschen und nahm die Melone in Empfang, nachdem sie ihm noch gesagt hatten: „Gib acht, daß du es nicht zerbrichst; denn wenn der Esel herankommt, so nimm er Reißaus.“ Als er nun auf seinem Heimwege an eine abschüssige Stelle kam, glitt er aus, und die Melone entfiel ihm und rollte ins Waldbesidicht; dadurch wurde ein Hase aufgeschreckt und lief, was ihn die Beine trugen. In dem Glauben, das Ei sei gebrochen und der Esel sei herausgekommen, setzte der Mann dem Hasen nach und rief: „Ach, lieber Esel, bleib doch stehen; hab' Mitleid mit deinem Herrn und komm' zu ihm zurück!“

Es bedarf wohl keines weiteren Beweises, daß wir in dieser Fabel Wardans die Urform des Janower Schwankes vor uns haben. Der gelehrte Armenier schon, nicht erst sein französischer Uebersetzer (Paris 1825), hat seine Fabel auf die Weltreise geschickt, und bei uns ist sie schließlich gelang-

det. Ob sie sich noch in andern Sammlungen des Mittelalters vorfindet, vermag ich nicht zu sagen, da mir die Quellenwerke nur in ganz geringer Zahl zur Verfügung stehen, doch möchte ich hier zum Schluß hinzufügen, daß das Hasenmotiv — der davon eilende Hase wird für das eben geborene Kind

angesehen — auch in Deutschland schon recht alt ist. Es ist in einem Schwank des Zwingäuers, der wohl im 13. oder 14. Jahrhundert lebte, recht geschickt verwendet, in dem Schwank: Der schwangere Mönch, bei Ernst von Wolzogen, Das gut alt teutsch Schwankbuch, Wolfenbüttel 1919.

## Der erste Fragebogen des „Atlas der deutschen Volkskunde“.

(Stichtag: 25. März 1931.)

Von Heinrich Lohoff, Greifswald, Assistent am volkskundlichen Archiv für Pommern.

Mit großer Bereitwilligkeit haben sich auch in Pommern viele helfende Hände gereigt, als der Aufruf zur Mitarbeit an dem großen Werke des „Atlas der deutschen Volkskunde“ erging. Galt es doch, ein Unternehmen zu begründen, das der wissenschaftlichen Erkenntnis deutschen Volkslebens, deutscher Mundart, Sitte und Brauch dienen soll, das in bisher nie gekanntem Ausmaß das ganze deutsche Volk innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen zum Gegenstand seiner Forschungen hat. Es ist ein kühnes, fast gefährliches Werk, das wir begonnen haben, und manche ernsthafte Kritik hat uns zu denken gegeben, ob das Ziel, das wir uns gesteckt haben, überhaupt zu erreichen ist.

Nun ist die erste Antwort auf solche Fragen erfolgt, nicht einmal, sondern tausendfach, und nicht von denen selbst beantwortet, die Fragen stellten, sondern aus dem Volke selbst heraus, aus der großen Arbeitsgemeinschaft, die sich zusammengefunden hat als lebendiger Träger eines großen Gedankens. Und es ist uns eine Freude, diese Antwort ansprechen zu dürfen.

Im ablaufenden Geschäftsjahr wurden vom volkskundlichen Archiv für Pommern in Greifswald, der Landesstelle des Atlaswerkes für unsere Provinz, 1600 Fragebogen mit je 50 Fragen versandt, die allen Gebieten des Volkslebens entnommen sind. Die Versendung erfolgte in zwei Lieferungen: die eine im Mai 1930 in 1000 Exemplaren, die zweite im Dezember 1930 mit 600 Stück. Die Auslieferung ging in Einzel- und Sammelbelieferungen vor sich. Gleichzeitig mit den Fragebogen wurden aufklärende und anleitende Schriften an die Mitarbeiter verteilt. Zur Beschleunigung des Rücklaufes wurden im Februar 1931 Mahnkarten an die säumigen Beantworter der zweiten Lieferung geschickt, die einen erfreulichen Erfolg hatten. Bisher sind im ganzen 975 beantwortete Fragebogen bei der Landesstelle eingegangen. Da jedoch die Rücksendung noch, wenn auch in geringem Maße, andauert, so ist mit einer ungefähren Gesamtziffer von 1000 Beantwortungen für den ersten Fragebogen des Atlas in Pommern zu rechnen. Bei der Auslieferung wurden möglichst alle Teile der Provinz gleichmäßig berücksichtigt,

und es ist so im großen und ganzen gelungen, auch ein möglichst gleichmäßiges Netz der Ausnahme zu spannen. Erhebliche Lücken weisen nur noch der östliche Teil des Kreises Stollp und der Westen und Nordwesten der Insel Rügen auf; doch ist zu hoffen, daß auch hier durch die Werbung neuer Mitarbeiter die fehlenden Fäden im Aufnahmenezel bald geknüpft sind. Die größeren Städte der Provinz sind naturgemäß vielfach von einer erheblichen Anzahl von Helfern bearbeitet worden, wie z. B. Stettin, Stralsund, Greifswald, Kolberg, Rauenburg, Stollp u. a. Wie aber ein Blick auf die Karte lehrt, auf der die bearbeiteten Orte für jeden Fragebogen mit einer Nadel gekennzeichnet sind, haben sich auch bis in die kleinsten Ortschaften freudige Kräfte zur Arbeit gefunden, und wenn hier etwa Pfarrer, Lehrer und irgend ein anderer Dorfbewohner die Bogen ausgefüllt haben, so ist, wenn auch selten genug, eine ideale Genauigkeit der Angaben gewährleistet, wie sie im Großen natürlich auch nicht entfernt möglich ist. Den Hauptanteil an der Mitarbeit hat die Lehrerschaft, und ihr gilt deshalb ganz besonderer Dank. Mit Freude sei hier auch der am besten bearbeitete Bezirk der Provinz erwähnt: Es ist die Umgebung von Rügenwalde, wo nahezu sämtliche Schulorte erfasst sind.

Die gewonnenen Ergebnisse des ersten Fragebogens selbst sind zunächst, wie leicht einzusehen ist, vor allem technischer Natur. Die einlaufenden Bogen müssen signiert und gestempelt werden, Mitarbeiter- und Ortsregister müssen danach vervollständigt werden, die Originalbogen werden an die Zentralfstelle des Atlas in Berlin weitergeleitet, während die Durchschläge im pommerschen Archiv verbleiben und dort zerschnitten und nach Fragen geordnet zur wissenschaftlichen Ausnutzung in Zettelkästen bereitgestellt werden, kurz, die Fülle des Materials muß zunächst technisch bewältigt werden. Doch lassen sich auch dabei schon flüchtige Eindrücke von dem tatsächlichen Ergebnis gewinnen. Mit besonderer Liebe und Genauigkeit sind von fast sämtlichen Beantwortern die Fragen 30—32 ausgefüllt worden, die die gebräuchlichsten Schmeißelnamen für die verschiedenen Haustiere, die Loh- und

Eichen- und Buchenwälder, in den Geheimnissen von Düne und Moor, umrauscht von den Wiegenliedern des Meeres als ein träumerisches, frühreifes Kind aufgewachsen. Die stille, große Schau hat ihre poetischen Träume und Visionen gesegnet und ihre feine und tiefe Geistigkeit durchblutet. Heute lebt sie im steinernen Meere von Charlottenburg, eine Freifrau von Buttlar-Brandenfels, Mutter dreier Kinder. Ihr Gedichtband „Der Gott im Labrynth“ ist von der gesamten Kritik als eine der reifsten Gaben moderner Frauenlyrik eingeschätzt worden. Sie trägt ihre Gedichte vollendet vor; sie zu hören, ist ein Genuß, den ihre vornehme Erscheinung zu letzter Wirkung adelt.

Für Pommern aber bedeutet Gerda von Below einen neuen Namen, der vom Fuß des Demantberges weithin in deutsche Andacht strahlt.

### Der Buerfru mit dem Botterdüwel.

In olle Tiet, dunn was dat doch bäter upp de Welt as hilt! Dunn was dat Fild nicht so knapp as uppstunns. Un wenn einen dei blanke Dahlers wirklich eis knapp were, denn schafft hei sich ne Husdüwel an; bet draug em tau, alles wat hei hewwe mull. As id noch foer Klein Flastopp was, dunn vetell

mi min Großvoater ein Geschicht, dei id hier nu uppshriewe will.

In demm Döör . . . . im Belgardsche Kreis woahnt eis ein Buerfru, dei harr de Botterdüwel. Dies Botterdüwel besorgt er so vel Botter, dat sei all poor Doag 'n grot Dracht noch Belgard bringe kunn. O, wo Kläterte är dei Dahlers im Strump. In de Wiehnachtstied, wenn dei Botter knapp un düer was — sei harr immer weck. Dei Lüid schüddelköppten, bet dei Sach an de Dag kam. Wittfru Sülsche är Jung deint bi de Buerfru as Rauhheir. Eines Dags, dei Lüid were alle im Ault, un hei un dei Fru allein im Hus, dunn driwt hei mit demm Weih upp't Höring. As hei eie Enke weg is, dunn markt hei, dat hei fier lüsch Middagbrot verjete hett. Hei rash kriipt, griipt si'e Schnär Brot vom Disch un will wedder rute. Dunn kümmt dei Fru in't Rükken mit demm Botterfat. Wiel är dei Hand licht utruuscht, verkrop hei sich hinner dat Melkschapp un töwt, bet sei wedder rute is. — Nu lecht sei 'ne rode Lappe unner dat-Fatt, lüdt 'n Drupp Soahn rinne un bottert. Rein fiew Minute, dunn möck sei de Deckel af, — doer steiht dei Botter bet an de Rand. Nu jeiht sei hen, dei Schöttel hoalen. Unnerdes kriipt dei Jung hinnerem Schapp rut, ritt sich 'ne Strämel vom rode Flide un löppt husut.

Siindoogs jeiht hei nah sin Mudder. „Mudding“, säd hei, „id will eis bottre.“ „Bottre? — Jung, id heww blos 'n Drupp Soahn.“ „Dat deit nisch“, säd hei. Un nu meil hei't as dei Buerfru. Dat duert of nicht lang, was dat Botterfack vull Botter. „So, Mudder, nu fill af“, säd hei. „Jung, un Jeses Wille, wat is dit“, röppt sin Mudder. Bumms — jeht dei Dör upp, un dei Düwel kümmt rinne jehumpelt upp ei'm Bein. „Mi'e Bein“, röppt hei, jiw mi'e Bein her.“ „Di'e Bein“, säd dei Jung, „wo is dat?“ „Unnerm Botterfack; doch, du schafft dat behulle, wenn du mi dien Seel verschriewst“, säd dei Düwel un lecht eie grot Bauk upp de Disch. „Dat will't besorje“, säd dei Jung un schriewt in dat Bauk: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmucl und Ehrentleid usw.“, klappt dat Bauk tau un jiwot dat dem Düwel. As dei Düwel nu dat Bauk mit demm heilige Spruch unnerm Arm hett, is emm dat so schwoar, un't föllt emm wej. — Un mit jrotem Knall un Gestank föhrt hei rute. —

Dei Jung hett emm sien Doag nich mehr seie un hett uf nich mehr mit demm rode Lappen bottert. De rode Lappen hewwe hellöjt Düer noch öfter in 'ner Spöterstunn fleijn feihn.

(Aus Rastow.)

Scheuchrufe und die Rufe für das Antreiben und Anhalten beim Treiben und Ziehen zu ertragen suchten. Ueberhaupt haben alle diejenigen Fragen das meiste Interesse der Beantworter gefunden, die sich auf Gegenstände und Ausdrucksformen des Alltäglichen beziehen, die eben naheliegend und augenfällig sind. Hierher gehören neben den schon erwähnten noch besonders die Fragen nach Getreidearten, Kinderwiegen, Erzählungen über die Herkunft der kleinen Kinder, Trauerfarben, Grußformeln, Anrede usw. In zweiter Linie folgen Fragen wie die nach Märkten, Festen und Spielen, Glücks- und Unglückstagen, Hausdrachen, Mann im Mond und so fort. Auch Redensarten, um die Kinder vom Laufen ins Getreidefeld abzuhalten, und besondere Ausdrücke dafür, wenn der Wind im Korn Wellen schlägt, wurden berichtet. Wenig erfahren wir von Unzügen, vom Auftreten verkleideter oder maskierter Personen bei dieser Gelegenheit und vom Rummeltopf. Die übrigen Fragen hängen vielfach mit solchen des katholischen Kultus zusammen und konnten deshalb in Pommern keine Beantwortung finden.

Es wird interessieren, noch einen kurzen Blick über die Grenzen unserer Heimat hinaus auf das Fortschreiten des Gesamtwerkes zu werfen. In der Zentralkstelle in Berlin sind bisher über 14 000 beantwortete Bogen eingelaufen; durch die noch ausstehenden Beantwortungen wird sich diese Zahl auf etwa 17 000 Stück erhöhen. Diese zu erwartende Ziffer stellt also die Gesamtsumme der bei den einzelnen Landesstellen eingegangenen und an die Zentrale weitergeleiteten Fragebogen dar. Inzwischen ist mit der Verarbeitung und kartographischen Uebersetzung in der Zentralkstelle bereits begonnen worden, so daß mit der Veröffentlichung der wissenschaftlichen Ergebnisse des ersten Fragebogens in naher Zeit gerechnet werden kann.

So rundet sich das Bild und gewinnt lebensvolle Gestalt. Erst ein Anfang ist damit gemacht, erst ein Teil des Borgelegten ist erreicht, aber es ist der entscheidende Teil! In den Tagen, da diese Zeilen geschrieben werden, wird bereits der zweite Fragebogen zum Ausland vorbereitet. Es gilt, nicht müde zu werden! Wir vertrauen darauf, daß unser nun schon bewährter Stamm von Mitarbeitern trotz mannigfacher Ueberlastung sich die Hilfsbereitschaft und Freude am Werk nicht hat nehmen lassen. Wir dürfen hoffen, daß diese „Arbeitsgemeinschaft der Tausend“ in unserer Provinz eine sichere Gewähr bietet für eine schnelle, sorgfältige und vollständige Erledigung der neuen Aufgabe. — Ein Spatzvogel unter unseren Einsendern hat die Frage, welche Wochentage nach herkömmlicher Anschauung als Glücks- oder Unglückstage gelten, so beantwortet: a) Glückstage? Freitag (vor dem Kriege), b) Unglückstage? Jetzt sind sie alle gleich schlecht! Auch auf dem Atlasunternehmen der deutschen Volkskunde lastet die schwere Not der Zeit. Die Wirtschaftslage hat Einschränkungen in der Zahl der auszuführenden Fragebogen und damit in der Dichte des Aufnahmekreises notwendig gemacht. Es ist deshalb leider nicht möglich, allen Mitarbeitern des ersten Bogens auch den zweiten Fragebogen zu senden. Dieser Mangel läßt sich nur wenigstens etwas ausgleichen durch gewissenhafte Ausfüllung und restlose Rücksendung dieser Lieferungen.

Ein Gesichtspunkt sei hier einmal deutlich ausgesprochen, unter dem gerade wir Pommern das Atlaswerk und die Mitarbeit an ihm betrachten und zu unserer ureigensten Angelegenheit machen sollten. Unsere Provinz ist Grenzland geworden. Mit jedem Stück volkstümlicher und heimatkundlicher Arbeit schmieden wir geistige Waffen zur Verteiligung dieser Mark und ihrer deutschen Kultur gegen fremde Unkultur. Mit voller Klarheit wird uns das Gesagte deutlich, wenn wir hören, was ein Mitarbeiter aus einem Grenzkreise uns schreibt: „... Sehr erfreut wäre ich, wenn das Ergebnis neben dem rein wissenschaftlichen auch politisch zu verwerten wäre. Wir leben nun einmal an der Grenze, wo Reibungen über Deutsch und Polnisch nicht ausbleiben können. Da ist es von hervorragender Bedeutung, wenn wir unter Umständen auch das schwere wissenschaftliche Geschütz anfahren könnten.“ Der Atlas der deutschen Volkskunde stellt, unter diesem Gesichtspunkt gesehen, ein gut Teil Selbstbestimmung auf unser Volk und einen Weg zu neuer völkischer Gemeinschaftsbildung, den alle gehen können, weil er auf den Höhen einer Wissen-

schaft hinwegführt über die Forderungen und Wirrungen des Tages. Gelingt der deutschen Volkskunde dies Werk, so kann sie Anspruch darauf erheben, eine nationale Wissenschaft genannt zu werden.

## Der große Brand in Zarnikow (Kreis Gartzig).

Von Lehrer Alfred Lucht, Ruzer.

Immerfort mahnt mich dies eine lose Blatt — vielleicht das einzigste — der alten Zarnikower Kirchenbibel, das man mir in Zarnikow schenkte, von jenem Tage zu erzählen, der urplötzlich soviel Unglück und Not in das stille Dörflein trug. So sei dann mitgeteilt, was ich darüber von Einwohnern des Dorfes und aus der Schulchronik erfahren habe.

Man schrieb den 17. Mai 1888. Ueber dem Dorfe Zarnikow mit seinen bescheidenen Fachwerkhäuschen lag Festtagsstimmung, schlossen doch heute Emma Holzhüter, Tochter des Halbbauern Christian Holzhüter und seiner Ehefrau Albertine geb. Heimann, und der Stellmachermeister Hermann Jühlsdorf aus Blüthe den Bund fürs Leben. Und es war eine große Hochzeit. Die kirchliche Feier war beendet, man saß beim Schmaus. Eifrig sprach man dem Mahle zu. Dabei bedienten sich die meisten Gäste eines Pöfßels und ihres Taschenmessers, einige hatten ihre Bestecke mitgebracht. Alle waren in der besten Stimmung, und der Hochzeitstag schien recht gemüthlich verlaufen zu wollen.

So war es bereits 5¼ Uhr geworden. Da nahm die Feier jäh ein Ende. Mit wuchtigen Schlägen hämmerten die beiden Glocken den Schreckensruf „Feuer“ über das Dorf. Entsetzen packte die Festteilnehmer. Sie drängten hinaus auf die Straße und starrten hinüber in die Flammen, die aus dem Hause des Maurers Wilhelm Grunewald züngelten. Sein Anwesen war verloren, und mit rasender Schnelligkeit dehnte sich das Feuer aus, sprang hinüber zu den Rohrdächern der nächsten Gehöfte. Da stürzten die Menschen schreckensbleich nach ihren Behausungen, doch hinter ihnen her tanzten die Flammen. Sanft und zögernd erst, dann mächtiger und mächtiger werdend, fiel der Nordwest in die Glut, fachte sie immer wieder von neuem an und trug erbarungslos sprühende Feuergarben hinüber zur Südseite des Dorfes. In ihrer Bestürzung retteten die Bewohner die nutzlosesten Dinge, schleppten leere Truhen, alte Kommoden, Lampen oder anderes wertloses Hausgerät auf die Straße. Einige zerrten die Dorfspritze an den Flammenherd, aber sie zerbrach ihnen unter den Händen. Von den beiden Dorfseiten zugleich wirbelten die Flammen auf das Gotteshaus auf dem Anger. Aus der brennenden Kirche barg Pastor Hafenjäger die Kanzel- und Altardecken und die Leuchter. Dann stürzte das Gotteshaus zusammen, und unter seinen Trümmern begrub es die erst zwei Jahre alte Orgel und die beiden schönen Glocken, nach ihrem letzten, traurigen Geläut. Die naheliegende Schulscheune brannte nieder, aber das Schulhaus wurde durch gerade anwesende Zimmerleute im Verein mit der Feuerspritze aus Trümple gehalten. Aus einem anderen Hause retteten einige dieser Zimmerleute eine bettlägerige Frau, die man in der Aufregung vergessen hatte. Weitere Rettungsarbeiten waren unmöglich; denn das Feuer griff mit rasender Schnelligkeit um sich, und innerhalb einer halben Stunde war das ganze Dorf in ein wogendes Flammenmeer getaucht. Und als wollte das Verderben ganze Arbeit tun, sprang der Wind nach einer weiteren halben Stunde nach Osten um und trug die Brandfackel nach den drei Gehöften westlich des Brandherdes, die bisher verschont geblieben waren.

Als am Morgen die Sonne erwachte, schickte sie ihre Strahlen in Zarnikow auf ein großes Schutt- und Trümmersfeld. Ein trostloser Anblick! 58 Gebäude waren dem Feuer zum Opfer gefallen. 31 Familien waren obdachlos geworden. Sie fanden in den 15 stehengebliebenen Wohnhäusern Aufnahme. Das Freischulzenhaus nahm fünf, das Schulhaus drei Familien auf. Keiner der Betroffenen war versichert. So standen sie alle vollständig mittellos da. Nur das Vieh, das auf der Weide gewesen war, war ihnen verblieben. Manchem war es besonders hart ergangen. Die Familie Nüge, die am Unglückstage von einer Reise zurückkehrte, fand

von ihrer Wirtschaft nur noch rauchende Schutthäufen vor. Nur das, was sie anhatte, war den gierigen Flammen entgangen. Alle Geschädigten waren ganz auf die Hilfe ihrer Mitmenschen angewiesen und diese blieb nicht aus. Verwandte, Freunde und Bekannte gaben reichlich. Die umliegenden Gemeinden und Güter taten ihr möglichstes zur Linderung der Not. Sie schickten Brot und Saat Korn Mehl und andere Lebensmittel, Haus- und Wirtschaftsgüter, kurzum alles, was dringend erforderlich war. Eine Geldsammlung brachte die ansehnliche Summe von 3784 Mark. Sie wurde an die am meisten Geschädigten verteilt. Aus den Erträgen eines Kirchenkonzerts in Marienfließ beschaffte Pastor Ryppe ein neues Gesangbuch. Das mit einer entsprechenden Widmung versehene Buch befindet sich heute im Besitz der Zarnikower Schule. So wurde durch die anerkanntswerte Mithätigkeit der Mitmenschen die größte Not behoben. Aber trotz der großen Opferfreudigkeit schwand die Einigkeit unter den Bewohnern. Mancher fühlte sich bei der Verteilung der Unterstützungen und des Geldes benachteiligt. Das Zusammenleben vieler Menschen im engen Raume führte zu Reibereien. So war das Streben des einzelnen verständlich, möglichst zum Winter wieder ein eigenes Heim zu besitzen.

Im Sommer begann dann auch ein geschäftiges Treiben, die Vorbereitungen zu den Neubauten wurden getroffen. Die Trümmersstätten wurden ausgeräumt, die Mauersteine, die von der Ziegelei Klühow, Kreis Pyritz, bezogen wurden, mußten von dem etwa 5½ Kilometer entfernten Bahnhof Trampe angefahren werden. Den nötigen Ries entnahm man der am Marienfließher Weg liegenden „Fellakuhl“. Bald wuchsen denn auch die Rohbauten in die Höhe. 1890 wurde die Schulscheune erbaut. Die Grundsteinlegung der Kirche erfolgte am 5. Mai 1892, nachmittags 2 Uhr. Der Rohbau wurde in demselben Jahr vollendet. Die Arbeiten an der inneren Ausstattung und die Aufstellung der Orgel wurden so beschleunigt, daß die Kirche am 7. Dezember 1893 eingeweiht werden konnte. Weit empor über die neuen festen Steinhäuser, an deren Stelle vor einigen Jahren noch bescheidene Fachwerkhäuschen standen, streckte sich das herrliche Gotteshaus. Und dies neue Gesamtbild des Dorfes erweckte bei den Fremden den Eindruck einer zufriedenen Wohlhabenheit, dem Kundigen aber erzählte es auch von der vorangegangenen Notzeit.

**Deutsche Heimatbücher, Deutsche Volkskunst, Band Pommern.** Herausgegeben von Dr. Fritz Adler, Leiter des Heimatmuseums Stralsund. Delphinar Verlag, München.

In klarer, anregender Form schildert der einleitende Text Wesen und Eigenart der pommerschen Volkskunst, um dann ausführlich auf ihre mannigfaltigen Zweige einzugehen. So findet in diesem Werk das Gebiet der pommerschen Volkskunst seine erste grundlegende und zusammenfassende Darstellung. Ueber 200 Abbildungen auf Kunstdruckpapier und eine Reihe von Bildern im Text geben ein reiches Bild von allen Gebieten, auf denen sich die künstlerische Phantasie des pommerschen Volkes betätigt hat, von der Kirche bis zum Bauernhaus, vom Hausrat bis zum Arbeitsgerät, von der Tracht bis zum Schmuck. In gleichem Maße wie die anderen Bände der Sammlung „Deutsche Volkskunst“ wird dieses Buch seine Aufgabe erfüllen: dem Pommern in dem Spiegelbild seiner heimatlichen Art immer wieder Freude und Erinnerung beim Lesen und Betrachten zu vermitteln, in jedem Deutschen aber die Liebe zur deutschen Heimat, das Verständnis deutscher Art zu wecken und zu stärken.

## Geschenke für unser Heimatmuseum.

Neuruppiner Silberbogen mit drei Landstreichern, geschenkt von Herrn Oberpostsekretär Voss, Berlin-Wilmersdorf.

Eine Dreiermünze von 1860, gefunden am Uckerberg beim Pflügen, geschenkt von Herrn Adolphi, Runder Teich 44.

Auf Seide gewebte Bilder von Kaiser Friedrich III. und Bismarck, geschenkt von Taubstummenoberlehrer Herrn Schmidt, Köslin.